

(Nachdruck verboten.)

16]

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Dann kam der Krieg. In der Hütte des Onkel Toni weinte die Borda zitternd in den Winkeln, wenn Nachrichten von den Kämpfen in der Ferne nach Palmar kamen. Zwei Frauen trugen im Dorfe bereits Trauer, und die jungen Leute, die zur Aushebung muhten, brachen in Tränen aus, als sollten sie ihre Familie niemals wiedersehen.

Doch Tonets Briefe waren durchaus beruhigend und verrieten großes Vertrauen. Er stand jetzt an der Spitze einer berittenen Freischar und schien mit seinem Schicksal sehr zufrieden. Er beschrieb sich eingehend, wie er einen gestreiften Anzug trug, einen Panamahut auf dem Kopfe, lackierte Halbstiefel an den Füßen, den kurzen Säbel umgeschlallt, das Mausergewehr auf der Schulter und die Tasche voll Patronen. Er hatte sich nicht getäuscht. Dieses Leben paßte für ihn: guter Lohn, viel Bewegung, und im Verhältnis zu der Gefahr, der man sich aussetzt, eine große Freiheit. „Wenn der Krieg nur kommen wollte“, schrieb er vergnügt in seinen Briefen, und man konnte sich aus der Entfernung den prahlhansigen Soldaten denken, der mit seiner Stellung sehr zufrieden war und mit Wonne Anstrengung, Hunger und Durst litt, wenn er nur von der monotonen, gewöhnlichen Arbeit befreit war.

Neleta erkundigte sich von Zeit zu Zeit nach den Abenteuern ihres Bräutigams. Ihre Mutter war tot. Sie lebte jetzt in der Hütte einer ihrer Tanten und verrichtete, um sich ihr Brot zu verdienen, Extraarbeiten in Canamels Hause, wenn dort hervorragendere Gäste einkehrten, und es dort viel zu tun gab.

Von Zeit zu Zeit ging sie nach der Hütte der Palomas, fragte die Borda, ob Briefe da wären, und las sie mit gespanntem Haupte und die Lippen bewegend. Ihre Zuneigung für Tonet schien seit seiner Flucht merklich erkaltet, namentlich, da er für seine Braut nicht die geringste Erinnerung zu haben schien. Ihre Augen glänzten, und sie murmelte ein heftiges Danke, wenn der Krieger zufällig am Ende eines Briefes ihren Namen nannte und sich ihr in Erinnerung brachte; doch sie ließ weder den Wunsch erkennen, er möchte wiederkehren, noch verriet sie die geringste Freude, wenn er Lustschlüssel haute und ankündigte, er würde mit den Offiziersstreifen in Palmar wieder erscheinen.

Neleta hatte sicherlich andere Sorgen. Sie war das hübscheste Mädchen der Gegend geworden. Ihre Gestalt war nicht groß, doch ihre hellroten Haare hatten sich derart entwickelt, daß sie über ihrem Haupte einen regelrechten, antiken Goldhelm bildeten. Sie hatte eine weiße Haut von durchschimmerndem Glanz, durch die sich die kleinen Adern zogen, eine Haut, wie man sie nie in Palmar bei jemand gesehen. Diese Haut hatte metallische Reflexe und zeigte eine entfernte Ähnlichkeit mit der der Schleie im See. Ihre hellgrünen Augen waren sehr klar und klein und glänzten wie zwei Tropfen des Absinths, den die Jäger von Valencia so gern tranken.

Sie verkehrte immer mehr in Canamels Schänke. Jetzt suchte sie sie nicht allein mehr wegen der Extraarbeiten auf. Sie verbrachte nun den ganzen Tag im Wirtshause, reinigte es, stellte die Gläser auf dem Schenktisch zurecht, paßte sorgfältig in der Küche auf und verließ, wenn die Nacht hereinbrach, auffällig das Wirtshaus, um sich in die Hütte ihrer Tante zu begeben. Stets war sie von dieser begleitet, damit die feindseligen Verwandten Canamels sie auch herausgehen sahen, weil diese schon anfangen, über sie ein Gerücht von intimen Beziehungen zu dem Gastwirt zu verbreiten.

Canamel konnte sie nicht mehr entbehren. Der Witwer, der bis dahin ruhig mit seinen alten Mägden gelebt und erklärt hatte, er verachte die Frauen, war nicht im Stande, dem Verkehr mit diesem pfiffigen Geschöpfe zu widerstehen, das ihn mit katzentartiger Anmut umschmeichelte. Der arme Canamel fühlte sich von diesen grünen Augen wie in seiner frühesten Jugend entflammt.

Die Kunden sahen ihn manchmal mit Kratzwunden auf dem Gesicht erscheinen, sogar mit einem blaugeschlagenen Auge, und konnten nicht umhin, über die verworrenen und ungeschickten Erklärungen zu lachen, mit denen er diese kleinen Wunden zu entschuldigen suchte. Das Mädel wußte sich gegen die Angriffe Canamels gut zu verteidigen. Sie entflammte ihn mit ihren Augen, um ihn mit ihren Mägeln desto besser abzuwehren.

Indessen mußte dieser Kriegszustand ein Ende nehmen. Neleta war fest entschlossen, dem dicken Kerl nicht törichterweise nachzugeben. Ganz Palmar wurde von einer merkwürdigen Aufregung ergriffen, als man ihre Verheiratung mit Canamel erfuhr, obwohl man dieses Ereignis so ziemlich ermartet hatte. Die Schwägerin ging von Tür zu Tür und schimpfte nach Herzenslust. Die Weiber kamen zusammen, um vor ihren Häusern zu klatschen. „Das ist eine Feine, die hat es geschickt verstanden, sich den reichsten Mann von ganz Palmar und der ganzen Albuferagegend zu angeln.“ Niemand erinnerte sich mehr an die frühere Verlobung mit Tonet. Sechs Jahre waren seit seinem Fortgange verstrichen.

Neleta, die jetzt als die legitime Herrin in der Schänke saß, in der das ganze Dorf verkehrte, die Unglücklichen einbegriffen, die zu den wunderlichen Darlehen Canamels ihre Zuflucht nahmen, war keineswegs stolz und suchte sich nicht an all den Klatschweibern zu rächen, die sie verleumdete hatten, so lange sie noch Magd war. Sie behandelte sie alle freundlich, war aber eifrig bemüht, eine Schranke zu errichten, um jede Vertraulichkeit fernzuhalten.

In der Hütte der Palomas sah man sie nicht mehr. Sie plauderte mit der Borda wie mit einer Schwester, wenn diese irgend einen Einkauf machte, und dem Onkel Paloma pflegte sie das größte Glas vorzusetzen, ohne die Bezahlung seiner kleinen Schulden zu verlangen. Der Onkel Toni verkehrte selten im Wirtshaus, doch wenn er kam, begrüßte ihn Neleta stets mit einem gewissen Respekt, als wäre dieser schweigsame und in Gedanken vertiefte Mann für sie gleichsam ein Vater, der sich nicht zu erkennen geben wollte, den sie aber trotzdem im Geheimen verehrte.

Das waren die einzigen zärtlichen Erinnerungen an die Vergangenheit, die noch in ihr lebten. Sie leitete ihr Gasthaus, als hätte sie nie etwas anderes getan, und verstand es, den Häkern mit einem Worte Schweigen zu gebieten; ihre weichen, stets bloßen Arme lockten alle Leute der Gegend an, die Schänke ging großartig, und sie selbst erludien jeden Tag frischer, als wäre der Reichtum ihres Gatten, den man als fabelhaft groß bezeichnete, und von dem alle mit Neid und Bewunderung sprachen, mit einem Schlage gleichsam in sie eingezogen.

Dagegen zeigte Canamel seit seiner Verheiratung einen gewissen Verfall. Die Gesundheit und Frische, die seine Frau aufwies, schien dafür aus seinem Körper zu weichen. Als reicher Mann und als Herr und Gebieter des schönsten Mädchens der ganzen Albuferagegend hatte er sich jedenfalls gedacht, daß nun der Augenblick gekommen war, zum ersten Male in seinem Leben krank zu werden. Die Zeit war für den Schmuggler nicht günstig; die mit der Ueberwachung der Schmuggler betrauten Beamten waren jung, mit den Sitten der Gegend unbekannt und ließen sich zu keiner Verständigung herbei. Da Neleta die Leitung der Schenke weit besser verstand, als er, so widmete sich Canamel, der nicht mehr wußte, was er tun sollte, ganz und gar der Krankheit, was nach der Behauptung des Onkel Paloma ein Vergnügen reicher Leute ist.

Der Alte wußte besser als irgend wer, worin die Krankheit des Gastwirts bestand, und sprach mit verschämter Grimasse darüber. Die Liebe war in ihm erwacht, nachdem sie lange Jahre geschlummert, in denen er keine andere Sorge gekannt hatte, als Geld zu verdienen. Neleta übte noch immer auf ihn denselben Einfluß aus, wie zu der Zeit, da sie noch seine Magd war. Der Glanz ihrer grünen Augen, ein Lächeln, ein Wort, die Berührung ihrer Arme, an die er anstieß, wenn er die Gläser am Schenktisch füllte, reichten hin, um ihm den Kopf zu verdrängen. Aber jetzt erhielt Canamel keine Faustschläge mehr, er hatte kein zerkracktes Gesicht mehr, und die Gäste wunderten sich nicht, wenn sie ihn plötzlich vom Schenktisch verschwinden sahen. . . . Dabei verging die Zeit.

Canamel klagte über ernstliche Unbehaglichkeiten, der Kopf und der Magen taten ihm weh, er wurde dick und schlaff.

Indessen vergingen vier Jahre, ohne daß Neleta trotz ihres leidenschaftlichen Wunsches Mutter wurde. Sie hätte gern einen Sohn gehabt, um die glänzende Stellung, die sie sich erobert, sicher zu stellen, und wie sie selbst sagte, den Verwandten der Seligen eins auf die Nase zu geben. Allsech Monate waren Gerüchte im Dorfe im Umlauf, doch die Hoffnung wurde stets getäuscht.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Mensch im Kampfe mit den vorweltlichen Ungeheuern.

Von Dr. Th. Zell

Gerade in der letzten Zeit sind die Skelette vorweltlicher Riesengeschöpfe besonders häufig aufgefunden worden. Die Frage liegt sehr nahe, wie sich die Menschen, falls sie zu jenen Zeiten bereits lebten, als Zwerge zu solchen Riesen benommen haben.

Da die herrschende Meinung das Leben unserer Vorfahren in den ältesten historischen Zeiten als bedauernswert bezeichnet, weil sie mit ihren primitiven Waffen den Kampf gegen die gewaltigen Bestien wie Löwen, Tiger, Panther, Bären, Krokodile usw. kaum aufnehmen konnten, so muß sie natürlich die Lage unserer Urahren, die mit vorweltlichen Ungeheuern zusammenlebten, für noch bemitleidenswerter halten. Ist diese Ansicht richtig? Professor Maatsch teilt sie nicht. „Ist die wohl jetzt ziemlich landläufige Meinung richtig“, fragt er, „daß unsere Ahnen in jener Periode als kleine, ängstlich scheue Geschöpfe, von den Sauriern gleichsam in die Erde gedrängt, ein schwächteres Dasein führten?“ Er hält sie deshalb nicht für zutreffend, weil die Natur nicht mit Erschatten arbeitet, sondern existenzfähige Geschöpfe brauche. Das mag wohl zutreffend sein, aber dieser Gedankengang wird schwerlich einen Leser überzeugen, zumal wenn er sich vergegenwärtigt, daß die heutigen Bestien verglichen mit den Sauriern gewissermaßen Zwerge sind. Da ist der riesige Brontosaurus, der eine Länge von 25 Metern besitzt, ferner der um 5 Meter längere Atlantosaurus usw. Wandelnden Bergen müssen diese Ungeräume geglichen haben. Unser heutiges Säugetier hat kaum Wolfsgröße, das Megatherium der Diluvialzeit nimmt es an Größe getrost mit einem Elefanten auf. Das langrumpfige Iguanodon, das durch Scheffels Gedicht bekannt geworden ist, war etwa 9 Meter lang und in halb aufgerichteter Stellung 4,2 Meter hoch, war mithin der gewaltigste Landraubtier Europas. Von den Raubosauriern wollen wir nur den Tälaps und den Archanosaurus rex erwähnen, deren Gebiß schaudererregend ist. Maatsch selbst nennt ebenfalls die Saurier die unbedingten Herrscher der Sekundärperiode. Es ist, sagt er, als ob die Natur die Fesseln der Schöpfungsvorschriften durchbrochen und mit krankhaft gereizter Phantasie das Ungeheuerliche sich zum Vorwurf genommen hätte.

Auch ich glaube, wie Maatsch, ebenfalls nicht, daß die Stellung des Menschen so bemitleidenswert war, wie allgemein angenommen wird, aber aus anderen Gründen, von denen ich folgende anführen möchte.

Wir Kulturmenschen sind von der unübertroffenen Wirkung unserer Schutzaffen so durchdrungen, daß uns die Menschen ohne Feuerwaffe beinahe als waffenlos vorkommen. Dabei übersehen wir ganz, daß Griechen, Römer und andere Völker ihr Land jahrhundertlang fast ebenso rein von Bestien hielten wie heutige Staaten. Bären und Wölfe hat man allerdings in Griechenland und Italien nicht ausrotten können; aber diese Bestien leben ja heutzutage ebenfalls noch in Oesterreich und Spanien. Auch ohne Feuerwaffe hat man im Altertum Leistungen vollbracht, die wir schwerlich nachmachen werden. Der Jang ausgewachsener Löwen muß zur römischen Kaiserzeit etwas Alltägliches gewesen sein, während uns das gleiche Jis jetzt noch nicht gelungen ist. Die Zähmung des Löwen war schon den alten Aegyptern bekannt, die Zähmung von Tigern, Krokodilen, Elefanten absolut nichts Ungewöhnliches. Homer schildert den Löwen und seine nächtlichen Räubereien so treffend, daß er ihn unbedingt aus eigener Anschauung gekannt haben muß; er vergleicht in zahllosen Fällen seine Helden mit Löwen, erwähnt auch beispielsweise, daß Diomedes ein Löwenfell, Paris und Menelaus ein Pantherfell getragen habe. Aber er hält es nicht der Mühe wert, uns mit den näheren Umständen der Erlegung dieser Bestien bekannt zu machen — was er doch bei dem harmlosen Steinbock tut, aus dessen Gehörn Pandarus seinen Bogen anfertigte; er muß also die Befestigung solcher Ungeheuer nicht für etwas Ungewöhnliches gehalten haben.

Wie wir aus der Geschichte wissen, haben die Karthager und Aender bereits die Elefanten zu Kriegszwecken benützt. Uns ist die Zähmung des afrikanischen Elefanten überhaupt noch nicht gelungen. Schon in grauer Vorzeit lebten Leute, die sich von Elefantenfleisch nährten. Es heißt bei Diodorus Siculus nämlich folgendermaßen: In den Wäldern des westlichen Negerlandes wohnen die sogenannten Elefantenzüchter. Diese wagen sich nicht an ganze Herden, lauern aber, auf einem Baume sitzend, einem einzeln gehenden auf, packen, wie er vorbeigeht, das Oberende

seines Schwanzes, stemmen die Füße gegen die Schenkel des Tieres, nehmen dann mit der rechten Hand ein äußerst scharfes Weil von der Schulter und hauen die Sehnen des rechten Kniegelenkes durch. Wüßling der Streich, so sind sie unrettbar verloren. Stürzt aber der Elefant zu Boden, so kommen andere Neger scharenweis herbei, zerschneiden ihm bei lebendigem Leibe die Schenkel und essen das Fleisch.

Genau dasselbe berichtet Strabo von den in Arabien lebenden Elefantenzüchtern. Drexh bestätigt diese Angaben, indem er schreibt, daß die heutigen Nomaden noch genau ebenso verfahren.

In ähnlicher Weise fing man bereits im Altertum Nashörner und Flusspferde. Hat man doch diese riesigen Geschöpfe bereits zu den Zirkusspielen des kaiserlichen Roms gebracht, wobei man beispielsweise das Nashorn mit einem Bären kämpfen ließ. Das Krokodil fing man mit eisernen Angeln, die mit Schweinefleisch gefüllt waren.

So gewaltig die großen Saurier sind, so wird man doch zugeben müssen, daß die großen Wale ihnen an Länge kaum etwas nachgeben. Trotzdem haben die Menschen vor ihnen nicht die Flucht ergriffen, sondern sie mittelst Harpunen erlegt.

Man wird einwenden, daß in historischer Zeit der Kampf mit den Bestien deshalb nicht so gefährlich war, weil man sich bereits eiserner Waffen bediente. Aber auch ohne diese war man den Ungeheimen gegenüber nicht machtlos. Eine andere Fangart der Elefanten ist beispielsweise folgende: Die Neger des oberen Nilgebietes legen, wie Heuglin und Schweinfurth uns schildern, auf den zur Tränke führenden Wechsell tiefen Gruben an, welche sich nach unten kegelförmig verengen und zuweilen noch mit starken, spitzen Pfählen versehen werden, bedecken sie oben sehr sorgfältig, damit sie der vorsichtige Elefant womöglich nicht bemerke, werfen auch um der Straße den Anschein größter Sicherheit zu geben, gesammelte Lohung auf die dünne Decke, welche die Grube trügerisch verbergt, wie vorher auf den Wechsell, welchen sie durch Verhau zu einem fast unvermeidlichen umzugestalten suchen. Wo die Gegend es gestattet, hebt man in engen Tälern solche Gruben aus und treibt sodann die Elefanten aus einem weiten Umkreise zusammen, so daß sie ihren Weg durch das gefährliche Tal nehmen und in die Fallgruben, welche sie in der Eile der Flucht leicht übersehen, stürzen müssen.

In Fallgruben fängt man auch die anderen Bestien, wie Löwen, Tiger, Krokodile, Nashörner, Flusspferde usw. mit Leichtigkeit. Wir vergessen eben ganz, daß jeder Vorzug auch Gefahren birgt. Die kolossale Schwere der Dickhäuter bewirkt, daß schon kleine Gruben für sie sehr gefährlich sind. Für die Saurier früherer Zeiten muß das erst recht gegolten haben. Was für ein gewaltiges Tier ist der Wisent! Und trotzdem haben ihn die Alten bereits lebend gefangen. Pausanias schreibt nämlich folgendes: Der Wisent, der auch Pänionischer Ochse genannt wird, hat an Brust und Baden rauhe Haare, ist unter allen Tieren am schwersten zu fangen, denn kein Reh ist stark genug, ihn zu halten. Die Jagd wird demnach auf folgende Weise angestellt: Die Jäger bedecken eine Höhe, von der sich ein tiefer Graben hinzieht, mit frisch abgezogenen oder alten, geölten und dadurch schlüpfrigen Häuten. Auf beiden Seiten wird ein starker Zaun gezogen. Dann treiben sie zu Pferd die Ochsen an den genannten Ort, wobei sie auf den Häuten ausgleiten, sich überschlagen und in den Graben rollen. Dort werden sie binnen vier oder fünf Tagen vor Hunger matt. Will man sie dann etwa zahm machen, so bringt man ihnen Fichtenzapfen, weil sie anfangs kein anderes Futter nehmen; endlich können sie gebunden und fortgeführt werden.

Außer den Fallgruben steht aber den Menschen noch ein anderes furchtbares Mittel zur Verfügung — das Gift. Da die Pflanzenwelt unzweifelhaft älter als die Tierwelt ist, so haben Giftpflanzen dem Menschen von jeher zur Verfügung gestanden. Dervon abgesehen hat ja auch die Tierwelt in den Schlangen Gifträger in hinreichender Anzahl produziert. So lesen wir, daß manche Regetstämme giftige Schlangen an den regelmäßig vom Wilde betretenen Steigen, den sogenannten Wechsell, festbinden und dadurch den riesigen Kafferbüffel erbeuten — also ohne eiserne Waffe, ja ohne Bogen oder Stein. Der Jaguar ist gewiß ein gewaltiges Raubtier, und trotzdem muß Drexh zugeben, daß die älteste Jagdart der Indianer zwar tödtlich, aber die sicherste sei. Aus einer riesigen Bambusart, schreibt er, fertigt sich der Indianer seine uralte Waffe, ein Blasrohr, aus der Bedelrippe eines Palmbaumes oder aus Dornen kleine schwächliche Pfeile, welche sicherer und tiefer treffen als die Angeln aus der besten Wüchse. Die Pfeile sind mit dem mörderischen Ucarigist getränkt. Gaben indianische Jäger Hunde bei sich, so erlegen sie den Jaguar ohne alle Gefahr. Die Hunde stößern das Raubtier auf, jagen es gewöhnlich auf einen schiefstehenden Baum und verbellern es. Dort wird es dem Indianer zum bequemen Zielpunkte. Aus ziemlich weiter Entfernung sendet er seine fürchterlichen Pfeile nach der gewaltigen Rahe ab, einen nach dem anderen. Diese achtet kaum des kleinen Nizes, welche die Geschöpfe ihr beibringen, hält vielmehr das Pfeilchen bloß für einen Dorn, der sie verunwundet, erfährt aber schon nach wenigen Minuten, mit welcher furchtbaren Waffe ihr der Mensch zu Leibe ging. Das Gift beginnt zu wirken: ihre Glieder erschlaffen, die Kraft erlahmt, sie stürzt mit einigen Zuckungen auf den Boden, richtet sich noch einige Male auf, versucht sich fortzuraffen, und bricht dann plötzlich zusammen, zuckend, verendend.

Mit einer giftigen Waffe kann der kleinste Knabe augenscheinlich das stärkste Raubtier tödtlich verwunden.

Von den Kunstgriffen, die so ziemlich bei allen Tieren anwendbar sind, will ich ganz absehen. Schildert uns doch beispielsweise Plinius, daß durch Zufall ein gütlicher Hirt dahinterkam, daß man einen ausgewachsenen Löwen leicht fangen könnte. Er warf ihm nämlich seinen Mantel über den Kopf, und die Bestie war durch diese Blendung so verwirrt, daß sie gefesselt werden konnte.

Mitteltst Fallgruben hat also der Mensch bereits in den ältesten Zeiten die gefährlichsten Bestien lebendig gefangen und mittelst Gift sie erlegt. Beide Mittel standen ihm von jeher zu Gebote. Aus diesem Grunde glaube ich ebenfalls nicht, daß unsere Ur ahnen den gewaltigen Sauriern so machtlos gegenüberstanden. Wie heutigentags Dickhäuter und Büffel gerade durch ihr gewaltiges Gewicht gefährdet sind, da sie beispielsweise leicht im Treibjand versinken, so muß diese Gefahr erst recht für die vorweltlichen Kolosse bestanden haben. Ihre Schwerefälligkeit mußte dem Urmenschen die Flucht leicht machen, da er es nicht nötig hatte, Räume zu erklettern, sondern das Betreten eines sumpfigen Terrains bereits genügte. Wir vergessen gar zu leicht, daß der Mensch in seinem Gehirn eine Waffe erhielt, die fürchtbarer war als die Kranke des Löwen oder das Gebiß des Krokodils.

Das Peterloo-Massaker.

(Aus der Geschichte der englischen Wahlrechtsbewegung.)

Die Forderung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts ist in keinem anderen Lande des modernen Europa so früh erhoben worden, wie in England. Schon in der großen englischen Revolution schrieb die demokratische Partei der Levellers das allgemeine Wahlrecht auf ihre Fahne. Nachdem sich dann mit der Restauration und der „glorreichen“ Revolution die Gentry (der Adel) wieder fest in den Sattel gesetzt hatte, hört man nichts mehr vom allgemeinen Wahlrecht, bis im Jahre 1775 der treffliche Major Cartwright es zur Grundlage seines demokratischen Programms machte. Große Mengen von Engländern interessierten sich erst dafür, als in Frankreich der Revolutionssturm ausgebrochen war. Da besannen sich auch auf der anderen Seite des Kanals die fortgeschrittensten Elemente des Proletariats und des Kleinbürgertums auf ihre Menschenrechte und forderten in erster Linie Cartwrights Gesetz, das allgemeine Wahlrecht. Aber die große Masse blieb noch gleichgültig, und so konnten die regierenden Aristokraten die demokratische Bewegung mit brutaler Gewalt ersticken; mit Deportationen und Hinrichtungen wurde dabei nicht gespart. Erst nach den napoleonischen Kriegen lebte die Wahlrechtsbewegung wieder auf. In den Rossjahren, die auf den Sieg von Waterloo folgten, als eine Abflakrise durch die brotvertenernde Korngesetzpolitik der regierenden Junker verschärft wurde, 1816 und besonders 1819 nahm die radikale Agitation für das allgemeine, gleiche Wahlrecht bedeutende Dimensionen an. Ihren Hauptanhang fand sie unter den vom Elend zur Verzweiflung gezeichneten Arbeitermassen der Industriebezirke hauptsächlich von Birmingham und von Manchester nebst Umgegend. Die Bourgeoisie der Industriebezirke war ja auch nicht zufrieden mit dem bestehenden Wahlrecht, das nicht viel weniger elend war, als das elendeste aller Wahlsysteme; das englische System der „verfaulten Flecken“ sicherte die korrupte Herrschaft aristokratischer Oligarchen. Noch mächtiger aber als der Gegensatz gegen die regierende Oligarchie war bei den Bourgeois insbesondere von Manchester die Furcht vor den von ihnen ausgebeuteten Arbeitern. Und so erklärt es sich, daß die liberale Bourgeoisie von Manchester ihre Hand ließ zu dem satanischen Coup, womit im Sommer 1819 das Toryministerium Castlereagh und Genossen der radikalen Wahlrechtsbewegung ein Ende zu machen gedachte.

Am 16. August 1819 sollte auf einem großen Platz in Manchester, dem St. Peter's-Platz, eine Massenversammlung zur Beratung einer Parlamentsreform stattfinden, wo der bei den Massen beliebteste Reformredner Hunt zu den Arbeitern der ganzen Gegend reden sollte. Bei Gelegenheit dieses Monstermeetings gedachte die Regierung ihren Schlag zu führen. Die strategische Idee war, Hunt und einige andere Abgitterer, wenn die Versammlung schon im Gange sei, aus der Mitte des Volkes heraus zu verhaften. Man setzte seine Rechnung darauf, daß sich das dadurch gereizte Volk zu Tätlichkeiten gegen die Beamten und ihre Bedeckung hinreißend lassen werde. Dann könnte blankgezogen und eingehauen, eventuell auch geschossen werden, um einmal den rebellischen Arbeitern einen Denkwort zu geben, andererseits Tatsachenmaterial zu beschaffen, womit sich reaktionäre Gesetze durchführen ließen. Demgemäß wurden die Behörden von Manchester instruiert. Man stellte ihnen alle Waffengattungen zur Verfügung, Infanterie, Artillerie, Kavallerie, außer der Linie auch die Yeomanry von Manchester. Diese berittene Miliz zählte nur vierzig Mann, lauter Fabrikantensöhne, die bei den Arbeitern aus guten Gründen nichts weniger als beliebt waren. Sie sollten zuerst in Aktion treten.

Am Vormittage des 16. August 1819 marschierten von allen Seiten die Arbeiter der ganzen Umgegend von Manchester in langen Zügen und musterhafter Ordnung in die Baumwollstadt hinein. Kurz vor 12 langte die erste Schar auf dem St. Peter's-Platz an. Auf ihren Fahnen war zu lesen: „Jährliche Parlamente und allgemeines Wahlrecht, geheime Abstimmung, keine Korngesetze“. Und nun rückten immer größere Mengen an, darunter zwei große Züge weiblicher Reformer aus Oldham

und Rochford mit einer weißleinen Fahne, die die Aufschrift trug: „Major Cartwrights Gesetz, jährliche Parlamente, allgemeines Wahlrecht und geheime Abstimmung“. Auf dem Banner der Radikalen von Saddleworth stand: „Besteuerung ohne parlamentarische Vertretung ist ungerecht und tyrannisch, gleiche Vertretung oder Tod“. Gegen 1 Uhr war der weite Platz schwarz von Menschen. Man schätzte die gesamte Menge auf 80 000—100 000 Personen, die übrigens alle unbewaffnet waren und bloß friedlich für ihr gutes Recht demonstrieren wollten. Zwei Wagen mitten auf dem Platz sollten als Rederbühne dienen. Ein paar hundert Konstabler standen am Süden des Platzes vor einem einzelnen Hause, wo die städtische Obrigkeit ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Vom Militär war nichts zu sehen. Kurz nach 1 Uhr fand sich der Hauptredner Hunt auf einem Landauer ein, in dem außer ihm noch ein paar bekannte Reformer saßen. Voraus zog ein Reformklub mit einer Musikbande, hinterher eine große Schar weiblicher Reformer. Vorangetragen wurden zwei Tafeln mit der Aufschrift: „Ordnung! Ordnung!“

Großer Beifall begrüßte Hunt, der zum Vorsitzenden gewählt wurde und alsdann seine Rede begann. Er forderte die Versammlung zunächst auf, selbst für Ordnung zu sorgen und die größte Ruhe zu beobachten. Es herrschte dann auch vollkommene Stille, solange Hunt redete. Als er aber erst wenige Minuten gesprochen hatte, kamen mehrere Kompagnien Infanterie zum Vorschein. Gleich darauf ritt die Yeomanry die Peter-Strasse hinunter auf den Versammlungsort zu und machte vor dem Hause halt, worin sich der Magistrat befand. Die Versammlung brachte auf Hunts Aufforderung ein dreifaches Hurra aus zum Zeichen, daß sie sich nicht ins Bodshorn jagen ließen. Hunt sprach die Meinung aus, es handele sich bloß um einen erbärmlichen Kniff, um die Versammlung zu stören. Kaum hatte er das gesagt, als die Yeomanry blank zog, in die Menge hineinsprengte und rechts und links um sich hieb. Niemand setzte sich zur Wehr, sondern man ließ den kleinen Trupp einfach durch. Sie drangen bis zur Tribüne vor, von der Hunt und andere vom Fleck weg verhaftet wurden. Auch diese Provokation hatte nicht die erwartete Wirkung, das Volk zu Gewalttätigkeiten zu treiben, und Hunt forderte schnell noch zur unbedingten Ruhe auf. Erst als die uniformierten Ruhestörer von neuem in die Menge hineinritten und wie rasend um sich hieben, flogen ein paar Ziegelsteine und kamen die Herzen ein wenig ins Gedränge. Indes geschah ihnen weiter nichts, als daß sie von einander abgedrängt, vereinzelt und dadurch lahmgelegt wurden. Nun aber sprengten von einer anderen Seite her vier Züge Husaren unter Oberst L'Estrange in breiter Front zur Attade heran, hieben ein und drängten die Masse vor sich her. Die Stauung war so groß, daß ganze Menschenmengen manchmal hoch in die Luft gehoben wurden. In einer Viertelstunde, ehe Infanterie und Artillerie in Aktion mit ihrem Anmarsch fertig waren, war der Platz „gefäubert“, nur zerrißene Kleidungsstücke, Blutlachen, Leichname und Schwerwertwindete zeugten noch von dem Geschehenen. Im ganzen hatte die reaktionäre Schandtat 18 Menschen das Leben gekostet, während 3—400 verwundet worden waren.

Der Volksmund nannte das Gemetzel auf dem St. Peter-Platz das Peterloo-Massaker, mit Anspielung auf die Schlacht von Waterloo, obwohl oder auch weil Peterloo keine Schlacht, sondern ein Schlachten zu nennen war. Die geheimen Hinterzimmer des reaktionären Verbrechens hatten sich den Verkauf natürlich anders gedacht. Der erhoffte Widerstand der Menge war ausgeblieben, so daß sich die ganze Staatsaktion als nackter Mord darstellte. Die Enttäuschung war denn auch außerordentlich, weil es jedermann einleuchtete, daß hier ein reaktionäres Komplott vorlag. Die Reformer hatten es leicht, dies in ihren Protestversammlungen nachzuweisen. Sie brauchten bloß zu fragen, weshalb denn Hunt, wenn er wirklich etwas verbochen hätte, nicht vor dem Meeting verhaftet worden sei. Die Antwort lag auf der Hand: weil man einen Zusammenstoß mit dem Volke brauchte. Ferner war die Aufrührer nur pro forma vom Fenster des Hauses aus verlesen worden, wo der Magistrat sich aufhielt: man sah gar nichts davon, geschweige daß man die Verlesung hörte, und auch der gesetzliche Vorschriften, daß die Verlesung eine Stunde vor dem Eingreifen der bewaffneten Macht zu erfolgen hätte, war nicht genügt worden. Aber durch all das ließen sich die Staatsfliegen nicht abhalten, nun doch das Gemetzel für ihre Zwecke auszunutzen. Hunt wurde von einer Bank sorgfältig ausgeduht, Beschlagnahmer zu 2½ Jahren Gefängnis, fünf Jahren Ehrverlust und 1000 Pfund Geldstrafe verurteilt — wegen „Verschwörung“, während die wirklichen Verschwörer selbstverständlich ungeschoren blieben. Technisch Strafen ergingen „von Rechts wegen“ über Hunts Mitangeklagte. Ueberhaupt begann eine allgemeine Hetze gegen die Leiter der Reformbewegung. Und im Parlament wurden dann sechs Knebelgesetze durchgedrückt, nachdem die Thronrede von staatsgefährlichen Lehren, Umsturz, Ordnungs- und Eigentumsgefährdung usw. gefaltet hatte. Eins der Gesetze setzte neben die Pressefreiheit den Galgen durch Bedrohung „aufrührerischer“ Schriften mit Konfiskation und mit Deportation der Autoren. Ein anderes machte für fünf Jahre das Stattfinden politischer Versammlungen von der gütigen Erlaubnis der Regierung abhängig, und erlaubt werden durften bloß noch Versammlungen von höchstens 50 Personen.

So waren denn die Nordspolitiker von Peterloo borerst in der Lage, die Kirchhofsrunde herzustellen. Aber sie sollten ihres „Sieges“ nicht froh werden. Der Premierminister Castlereagh so wenig, daß

er sich am 12. August 1822 den Hals abschnitt. Der berühmteste Dichter, den England damals hatte, Lord Byron hat ihm eine „Grabinschrift“ gewidmet, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt:

„Wohl niemals wird zu sehen sein
Ein würd'ger Grab als dies,
Hier liegt Castlereagh's Gebein,
Hall', Wandersmann, und p...“

Die Spießgesellen des Selbstmörders waren auch schon moralisch tot, vom Prinzregenten, nunmehrigen König Georg IV. angefangen, und die reaktionäre Gewaltpolitik lag in den letzten Zügen. Nicht lange mehr und die regierende Clique mußte vor der bürgerlichen Reformbewegung kapitulieren. Da war mit Teufelsdröckchen à la Peterloo nichts mehr auszurichten, sondern es blieb nur die Wahl zwischen Reform und — Revolution. H. Conrad y.

Kleines Feuilleton.

Geologisches.

Die Ostsee. Vom geologischen Standpunkt betrachtet ist die Ostsee ein jugendliches Gebilde. Die Frage nach dem Wie der Entwicklung in den heutigen Formen der Erdoberfläche steht jetzt überall im Vordergrund der geographischen Betrachtung, und ob es sich nun um ein Hochgebirge oder um ein Meeresbecken handelt, der heutige Gelehrte will wissen, wie es entstanden ist. Bei den großen Ozeanen ist diese Frage außerordentlich schwer zu beantworten, und die Verlegenheit, in der sich der Forscher gegenüber der Frage nach der Entstehung der Weltmeere befindet, kennzeichnet sich am besten durch das Beispiel, daß man zu ihrer Beantwortung für das Niesenbecken des Stillen Ozeans den Mond zu Hilfe genommen und die lähne Hypothese aufgestellt hat, daß jene ungeheure Vertiefung in der Erdoberfläche eben die Stelle sei, wo früher der Mond gesessen hat, ehe er sich aus dem mütterlichen Erdkörper löste und eine Wanderung auf eigene Rechnung und Gefahr in den Weltraum antrat. Bei der Erklärung kleinerer Meeresbecken liegen die Verhältnisse und Ausichten für den Forscher sehr viel günstiger. Sogar bei dem größten der sogenannten Mittelmeere, das daher auch gewöhnlich für sich allein mit diesem Namen bezeichnet wird, läßt sich doch heute schon ziemlich gut angeben, wie und wann sich seine Umrisformen, wie sie sich heute darstellen, herausgebildet haben, obgleich selbstverständlich noch ungeheuer viel zu tun bleibt, ehe man eine vollständige Entstehungsgeschichte des Mitteländischen Meeres wird schreiben können. Die kleine Ostsee ist nun gar ein besonders willkommenes Gegenstand der Forschung gewesen, an dem sich der Studenteifer von Geologen und Geographen hat üben können. Nicht als ob nun die natürliche Geschichte der Ostsee heute schon vor uns läge, wie eine von Schritt zu Schritt mit Urkunden belegte historische Darstellung, aber die wesentlichen Stufen in der Entwicklung dieses kleinen Mittelmeeres sind doch ziemlich deutlich erkennbar. Bei der Entwicklungsgeschichte der Ostsee sind hauptsächlich zwei Abschnitte zu unterscheiden, die mit der räumlichen Gliederung des Beckens in enger Beziehung stehen. Der nördliche und östliche Teil des Binnenmeeres hat eine zeitlich und sachlich wesentlich andere Entwicklung durchgemacht als der westliche Teil. Vielleicht ist er als der ältere zu bezeichnen, doch weist die natürliche Geschichtsschreibung über den Ursprung des Bottenischen Meeresbusens noch erhebliche Lücken auf. Als ziemlich sicher kann die Tatsache betrachtet werden, daß die Umgebung dieses Meeresstückes im Verlauf der letzten Jahrhunderte und vielleicht Jahrtausende der Erdgeschichte eine Hebung erfahren hat, während das ganze Gebiet, das die südliche Ostsee umrahmt, im Gegenteil gesunken ist. Für diesen Teil des Meeresbeckens lassen sich auch etwas genauere Angaben über das Alter seiner Entstehung machen. Den Wegweiser in dieser Richtung bilden die teils auf die Küsten, teils auf die Inseln verteilten Kreideklippen, die früher ohne Zweifel ein größeres zusammenhängendes Land gebildet haben, das eine vollständige Verbindung zwischen Süd-Schweden und Nord-Deutschland hergestellt hat. Auf einer Fahrt von Stettin nach Kopenhagen läßt sich dieser alle Zusammenhang deutlich verfolgen, nämlich von der weißen Klippe der Stubbenkammer auf Rügen über den Bekannten Mönsklint nach den Kreideufeln von Schonen. Dies Kreideland muß während der ganzen Epoche des Tertiärs an Stelle der westlichen Ostsee bestanden und dann erst mit Eintritt der Eiszeit durchgreifende Veränderungen erfahren haben. Als sich die Eismassen auf der skandinavischen Halbinsel infolge von Vorgängen, deren Wesen noch nicht ganz genügend erforscht worden ist, gewaltig auszudehnen und sowohl nach Westen in die Nordsee und nach Südwesten bis nach Schottland und England und auch nach Süden hin vorzudringen begannen, war von der heutigen Ostsee wahrscheinlich nichts weiter vorhanden als ein schmaler Arm, der sich von dem westlichen Ozean her in der Richtung nach Osten bis etwa in die Höhe der jetzigen Danziger Bucht erstreckt haben mag. Von dem nordöstlichen Teil der Ostsee fehlte damals ver-
mutlich noch jede Spur. Es ist anzunehmen, daß jenes Kreideland, die Brücke von Rügen nach Schweden schlug, schon brüchig ge-

worden war und sich in eine Reihe von Schottern auflösen begonnen hatte. Dies Trümmersfeld von weichem Kreideboden wurde nun mehr und mehr von den aus Skandinavien südwärts dringenden Eismassen in Besitz genommen, ausgeräumt und bis zu einem gewissen Grade wohl auch ausgehobelt und vertieft. Die Zeugen der ungeheuren Zerstörung, die damals im Gebiet der Ostsee vollendet worden ist, sind die unzähligen größeren und kleineren Massen von Feuersteinen, die allenthalben im Boden des nord-deutschen Flachlandes zu finden sind. Wenn man bedenkt, daß man in dem weiten Gebiet der norddeutschen Tiefebene kaum einen Schritt gehen kann, ohne auf einen Feuersteinplitter zu stoßen, so wird man sich danach eine Vorstellung von den fabelhaften Massen der Kreidebeschicht machen können, die damals im skandinavischen Inlandeis im Gebiete der heutigen westlichen Ostsee angetroffen und nach Süden verschleppt worden sind. Daraus ergibt sich auch ohne weiteres die Gewißheit, daß das Inlandeis bei der Schaffung des Hohlraumes für diesen Teil des Ostseebeckens die wichtigste Rolle gespielt haben muß, obgleich es nun auch wieder eine teilweise Ausfüllung durch die Ablagerung von Gletscherlehm und anderen Absätzen bewirkte. Da nach den bisherigen Untersuchungen auch der nördliche Teil der Ostsee im wesentlichen erst nach der großen Eiszeit entstanden ist, so wird die Ostsee als Ganzes als ein Kind der großen Eiszeit zu betrachten sein.

Hygienisches.

Fußpflege im Winter. Eine richtige Fußpflege im Winter erheischt zuerst Sorge für passende Fußbekleidung. Was die Strümpfe anlangt, so wird man natürlich den schlechten Wärmeleiter, die Wolle, bevorzugen, jedoch sollen die wollenen Strümpfe nicht zu dick sein, ganz verkehrt wäre es, zwei Paar wollene Strümpfe zu tragen. Das Leder der Stiefel braucht ebenfalls nicht dick zu sein, auch ihre Fütterung mit Flanell ist überflüssig. Empfehlenswert sind dagegen doppelte Sohlen an den Stiefeln oder gute Einlagen von Strohschichten, bei feuchtem und sehr kaltem Wetter können auch Ueberschuhe getragen werden, die aber sofort nach dem Betreten des Hauses abgelegt werden müssen. Der Schuh darf nicht so fest geschnürt sein, daß er den Blutstrom in die Haut unterbricht, wie auch das Tragen von Strümpfbändern schädlich ist, weil dies ebenfalls den Blutumlauf hemmt. Bei Schnee und Eis empfindet es sich, die Sohlen, namentlich älterer Leute, mit folgendem Lard zu bestreichen, um Ausgleiten zu verhindern: 50 Gramm Kolophonium werden in einem Schöffel Terpentin in einigen Tagen gelöst und in warmes Wasser gestellt, mit einem Schöffel Benzol und 6 Schöffel Spiritus verdünnt, damit werden alsdann mit einem Pinsel oder Wollbäusch die Sohlen einigemal bestrichen. Zur Pflege der Abhärtung der Fußhaut sind täglich kalte Fußwäsungen vor dem Schlafengehen und Frottieren beim Abtrocknen sehr zu empfehlen. Ältere oder blutarme Personen können statt dessen auch Wechselbäder nehmen, indem sie abwechselnd die Füße in Wasser von 35 Grad und von 15 Grad stecken oder mit so temperiertem Wasser begießen. Im erwärmten Zimmer darf man sogar mit unbedeckten Füßen täglich etwas umhergehen und, wenn dies am Anfang auch ungewohnt ist, so wird man doch bald den wohlthätigen Einfluß auf die Fußhaut wahrnehmen. Eine derartige Fußpflege ist auch das beste Vorbeugungs- und Heilmittel gegen das lästige Uebel der kalten Füße im Winter.

Astronomisches.

Voraus die Sterne bestehen. Vor 40 Jahren war die Himmelskunde noch eine ganz andere als heute, so daß man in jene Zeit fast die Grenze einer alten und neuen Astronomie verlegen könnte. Damals beschäftigte sich der Astronom im wesentlichen damit, die Stellungen der Gestirne und die Geseze ihrer Bewegungen festzustellen, und erst dann kam die Möglichkeit hinzu, auch die Zusammensetzung der Himmelskörper zu erforschen. Was die Spektralanalyse in dieser Richtung geleistet hat, kann dem Menschen so recht zur Warnung dienen, er solle nie etwas in alle Zukunft für unmöglich bezeichnen. Der berühmte Astronom David Gill hat jetzt in einem Vortrage daran erinnert, daß vor 60 Jahren ein großer Philosoph, als es ihm darauf ankam, das Unerkennbare zu kennzeichnen, sagte, es sei für den Menschen unmöglich, zu wissen, woraus die Sterne bestünden. Jetzt hat die Spektralanalyse in Verbindung mit der Photographie dies Philosophenwort ganz und gar Lügen gestraft, denn wir wissen heute ziemlich genau, aus welchen Stoffen die Sonne und andere Sterne aufgebaut sind. In der Atmosphäre der Sonne findet sich wenigstens die Hälfte aller Elemente, deren Vorhandensein auf der Erde bekannt ist und wahrscheinlich wird es mit der Zeit möglich sein, überhaupt alle Grundstoffe unseres Planeten auf der Sonne nachzuweisen, soweit nicht etwa die rafflose physikalische und chemische Forschung bald dazu kommt, manche der bisher für Elemente gehaltenen Stoffe ihres Nimbus zu berauben. Die außerordentlichen Verhältnisse von Temperatur, Druck und elektrischer Erregung, unter denen der Sonnenball steht, lassen übrigens die Spektra der Elemente in merkwürdigen Veränderungen erscheinen, deren genauere Erforschung vielleicht noch zur Auffindung neuer wichtiger Geseze führt, wie ja beispielweise auch die Keplerschen Geseze durch die Untersuchung scheinbarer Unstimmigkeiten gefunden wurden. Diese Erscheinungen hängen wahrscheinlich mit den ungeheuren Ausstrahlungen der Sonne zusammen, von denen wir uns nach unseren „Nulländen“ auf der Erde keine Vorstellung machen können.